Nr. 178. Dienstag, den 3. August 1909. 23. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags.
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1,20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰.
Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2,70, für das Ausland monatlich ℳ 3,50.

Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. Hamburg 36 Expedition: Fehlandstraße 11, Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: Ernst Köpke in Hamburg.

Anzeigen die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 35 ₰, Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen 20 ₰. Anzeigen-Annahme Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (bis 5 Uhr nachmittags), in den Filialen (bis 4 Uhr nachm.), sowie in allen Annoncen-Bureaux. Platz- u. Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen.
Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstr. 11, Erdgeschoß.

Filialen: **St. Pauli** einschl. Schanzenstr. bei Heinr. Koenen, Sophienstr. 44. **Eimsbüttel, Langenfelde** bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. **Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel** und **Winterhude** bei Ernst Großkopf, Lehmweg 51. **Barmbeck, Uhlenhorst** bei Theodor Petereit, Bachstr. 12. **Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck** und **Billwärder** bei Carl Ortel, Baustr. 26. **Hammerbrook** bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Schwabenstr. 33. **Rotenburgsort** und **Veddel** bei Th. Reimer, Lindleystr. 85. **Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde** und **Ost-Barmbeck** bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. **Altona** bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 118. **Ottensen, Bahrenfeld** bei Joh. Heine, Bahrenfelderstr. 129.

Hierzu eine Beilage.

Das internationale sozialistische Bureau für die spanischen Genossen.

Uns geht folgender Aufruf zu:

Wieder einmal hat die Kolonialpolitik des Kapitalismus schwere Konflikte hervorgerufen. In Marokko sind die europäischen Soldaten in den Kampf mit den Eingeborenen geraten. In Spanien haben sich die Arbeiter gegen einen Krieg, dessen ganze Lasten auf den ärmsten Teil der Bevölkerung fallen, erhoben. Seit langem hatte übrigens die sozialdemokratische Partei die Gefahren einer Situation vorausgesehen, aus der der gegenwärtige Zusammenstoß entsprungen ist. Am 24. August 1907 hat der Internationale Kongreß in Stuttgart mit Einstimmigkeit eine Resolution beschlossen, die die marokkanischen Unternehmungen Frankreichs und Spaniens verurteilte, die ihre Quelle in den finanziellen Spekulationen des Kapitalismus haben, und er hat die bestehende Praxis der Bourgeoisie, die das Blut der Arbeiter zur Erreichung von Gewinnen fließen läßt, gegeißelt. Derselbe Kongreß hat speziell die Arbeiter Frankreichs und Spaniens aufgefordert, eine kräftige Kampagne zu unternehmen, um die Expeditionen nach Marokko zu verhindern, die Europa mit den schlimmsten Konflikten bedroht haben und noch bedrohen können.

In Ausführung dieses Beschlusses haben die sozialdemokratischen Parteien Frankreichs und Spaniens eine Reihe von Versammlungen organisiert zu dem Zweck, den Frieden zwischen den Nationen aufrecht zu erhalten, und die Regierungen der beiden Länder, die monarchische wie die republikanische, haben darauf geantwortet, indem sie aus Frankreich unsern spanischen Delegierten Pablo Iglesias, und aus Spanien unsern französischen Albert Wilm ausweisen ließen. Seitdem ist nicht eine Woche verflossen, ohne daß die verantwortlichen Organe unsrer Parteien die direkt interessiert sind, nicht ihre Anschauungen verkündet hätten. Um nur von Spanien zu sprechen, haben Versammlungen gegen den Krieg in allen Städten stattgefunden, wo das Proletariat sich der unglücklichen Kriege auf Cuba und den Philippinen erinnert, in Madrid, in Salamanca, in Léon, in Santander, in Murcia, in Valencia, in Barcelona und noch anderswo. In ihren Artikeln, in ihren Reden, in ihren Proklamationen und besonders in dem Manifest vom 28. Juni 1909, unterzeichnet von Pablo Iglesias und Marino García Cortés, haben die Mitglieder des nationalen Komitees der sozialdemokratischen Arbeiterpartei eine Paralelle gezogen zwischen der Politik, die man hätte befolgen sollen, und jener, die man befolgt hat. Anstatt die produktiven Kräfte Spaniens zu entwickeln, zu dem Zweck, die bedauerliche periodische Auswanderung, zu der die spanischen Proletarier verurteilt sind, zu beseitigen, anstatt den öffentlichen Unterricht zu verbessern angesichts des Zustandes, daß 68 pZt. Analphabeten und 50 000 Mönche und Nonnen vorhanden sind, anstatt die öffentlichen Lasten zu vermindern in einem Lande, wo das Kultusbudget mehr als 50 Millionen jährlich absorbiert und wo 60 pZt. der Staatseinnahmen für Schuldenverzinsung und militärische Ausgaben notwendig sind, hat das Gouvernement des Herrn Maura fortgefahren, unter der Aegide der internationalen Finanz eine Abenteurerpolitik zu betreiben, die um so leichter ist, als das Proletariat mit die Geldsteuer und ganz allein die Blutsteuer trägt. Aber wenn der unglückliche Krieg Spaniens gegen die Vereinigten Staaten auch der Regierung nicht zur Lehre gedient hat, so haben die Proletarier sich geweigert, sich auf Fahrzeugen, die des Geschwaders Roschdjestwenskis würdig sind, einzuschiffen und sich die Haut durchlöchern zu lassen, um die Dividenden irgendwelcher Bergwerksgesellschaften zu retten.

Die Revolte ist gekommen, fast spontan, eine Revolte der Männer und Frauen, der Gatten und Gattinnen, der Väter und Mütter. Und in diesem Lande der parasitischen Priester und Mönche hat die Volkswut nicht nur einen antikapitalistischen und antimilitäristischen, sondern auch antiklerikalen Charakter angenommen. In diesen schweren Ereignissen haben unsre sozialdemokratischen Freunde ihre Pflicht erfüllt. Die Internationale schuldet ihnen ein Zeichen der Sympathie und der Dankbarkeit. Sie haben dem Krieg den Krieg gemacht mit Gefahr ihres Lebens, sie haben die Resolution unsres Kongresses zur Ausführung gebracht, und darum sind wir solidarisch mit ihrer Aktion. Wir verkünden das laut in dem Moment, wo die Reaktion, die sich der Geschichte der Kommune erinnert, versucht, durch ihre tendenziösen Nachrichten und die Zensur die Opfer in Verbrecher und die Verbrecher in Opfer umzulügen.

Aber unsre Solidarität darf sich nicht darauf beschränken, in Versammlungen unsern Protest gegen die Henker der Arbeiterklasse zum Ausdruck zu bringen. Männer sind gefallen, Frauen und Kinder sind getötet, Wohnungen sind durch Kanonenschüsse zerstört worden. Wir haben die moralische Pflicht, die Opfer zu unterstützen und unsern Parteigenossen zu helfen, ihre Bewegung auszudehnen. Um zu diesem Zweck zu gelangen, schlagen wir vor, einen Fonds zu bilden, dessen Betrag der spanischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei überliefert werden soll, die das Geld nach bestem Wissen benutzen wird. Vor einiger Zeit haben unsre Freunde in Madrid beschlossen, eine tägliche Zeitung herauszugeben, um besser der Verbreitung unsrer Ideen zu dienen. Die belgische Arbeiterpartei, die sich der pekuniären Hilfe erinnerte, die ihr bei ihrem Entstehen durch die deutsche sozialdemokratische Partei geleistet worden ist, hat bereits Listen herausgegeben. Wir hoffen, daß dies Beispiel befolgt wird. So können wir Wunden verbinden, und wir werden der tapferen spanischen Sozialdemokratie die notwendige Munition liefern, um ihre Aktion gegen den Kapitalismus verstärkt weiter zu führen.

gez.: Das Exekutivkomitee des internationalen sozialdemokratischen Bureaus.
Eduard Anseele. Léon Furnemont.
Emile Vandervelde.
Der Sekretär: Camille Huysmans.

Rüstungsbeschränkungen.

Im englischen Unterhause ist dieser Tage der Antrag eines Radikalen, den Schiffsbaueta herunterzusetzen, mit 280 gegen die ansehnliche Minorität von 98 Stimmen abgelehnt worden. Aber in der Debatte wurde von der Regierung abermals ihre Bereitwilligkeit zu einem internationalen Uebereinkommen behufs Begrenzungen der Flottenrüstungen erklärt.

Die deutsche Regierung aber scheint noch immer keine Neigung dafür zu verspüren; sie hat „nun einmal die Antipathie“, und wenn die Erträgnisse der famosen Reichsfinanzreform verschlungen sind, wird man der Bevölkerung weitere Schröpfköpfe ansetzen, nach dem Grundsatz: Vivat Militarismus, pereat populus! (Variante: „Es lebe der Militarismus, mag auch das Volk immer mehr in Bedrängnis kommen!“)

In einer neuesten Schrift des Marburger Professors Walther Schücking (Bruder des aus seinem Amte hinausgegraulten Husumer Bürgermeisters Lothar): „Die Organisation der Welt“ (Leipzig, Alfred Kröner) geht der Autor scharf ins Gericht mit der deutschen Opposition gegen ein solches Abkommen. Denn auf der ersten Haager Konferenz hatte zugestandenermaßen Deutschland bei diesem Widerspruch die Führung. Das war 1899, und der deutsche Militärdelegierte Oberst Groß v. Schwarzhoff führte aus, wir Deutsche litten durchaus nicht unter unsern Rüstungen zu Wasser und zu Lande; wir würden immer reicher und trügen immer leichter an dem Kleid unsrer Wehrfähigkeit. Sic! — diese Protzerei wurde bald Lügen gestraft, als das Medusenhaupt des Reichsdalles in Sicht kam.

„Läßt sich überhaupt in einem Staate, in dem annähernd eine Million Menschen infolge schlechter Ernährung und Wohnung an Tuberkulose leiden, das Geld nicht zweckmäßiger verwenden, als daß man Schiffe für je 50 Millionen Mark baut, die, noch nicht fertig geworden, schon wieder von einem größeren Typ überholt sind?“ fragt Schücking. Selbst ein Diplomat äußerte während der Konferenz, es sei kein Wunder, daß die Militärs für Rüstungsbeschränkungen nicht zu haben seien; „es ist, als ob man die Schuster über die Abschaffung der Stiefel beraten ließe“. Und die Schwaben sagen, wenn die Flaschner (Klempner) maßgebend wären, müßten alle Häuser Dächer von Blech haben.

Auch auf der zweiten Haager Konferenz war es wiederum das Deutsche Reich, das sogar eine bloße Besprechung des Abrüstungsproblems vereitelt hat, und Bülow erklärte im Reichstage (1907), daß sich Deutschland an einer solchen Erörterung nicht beteiligen würde. Mit wenigen Ausnahmen haben die bürgerlichen Blätter diesen Standpunkt gebilligt. Der Militarismus sitzt den „nationalen“ Deutschen so tief in den Knochen, daß man die englische Bereitwilligkeit nur als Intrige gegen Deutschland auffaßt. Ein Schelm traut niemand ehrliche Absichten zu!

In unsrer Nr. 78 haben wir die Absurdität des alten Leibspruches der Militaristen: Si vis pacem para bellum! („Willst du Frieden, so rüste zum Kriege!“) ins Licht gesetzt und den älteren homerischen Spruch dagegen angeführt: „Das Eisen ziehet den Mann an“, will sagen: die Waffen reizen, sie zu ge- und mißbrauchen, was ja auch die häufigen privaten Messerstechereien, Schlagringbrutalitäten und Schießereien bestätigen. Auch Schücking widerlegt die Borniertheit, welche in den kolossalen Rüstungsausgaben eine „Versicherungsprämie gegen den Krieg“ erblickt. Im Gegenteil. Schon Kant schrieb, nichts sei für die Herstellung einer internationalen Friedensorganisation hinderlicher als das Anwachsen der stehenden Heere, die bereits Thomas More als „fleischfressende Tiere“ bezeichnet hat. „Liegt die Gefahr nicht allzu nahe, daß, wenn man jährlich Milliarden für ein gutes Werkzeug ausgibt, man auch dazu neigt, gegebenenfalls davon Gebrauch zu machen, auch wenn es sich nur um Marokko handelt, oder gar bloß um die Deserteure von Casablanca!“

Eingehender noch und sehr verständig hat Bertha von Suttner in ihrer neuesten Publikation: „Rüstung und Ueberrüstung“ (Berlin, Hesperus-Verlag) ausgeführt: „Es liegt im Wesen aller Institutionen, daß sie nach und nach von dem ursprünglichen Zwecke, zu dessen Dienst sie eingesetzt worden, unabhängig werden und ihr eignes Wachstum, ihre eigne Macht, ihre eigne Lebenserhaltung zum höchsten Ziel setzen. An ihrem Fortbestand hängen so viele Existenzen, so viele Interessen; ihr Aufhören und auch nur ihre Einschränkung würde Karrieren zerstören, viele Betriebe ruinieren, liebgewordene Anschauungen und Ideale zertrümmern. Ist es da nicht natürlich, daß solche alte, tiefgewurzelte und weitverzweigte, von Glanz und Macht umgebene Institutionen alles abwehren, was sie schwächen könnte, und daß sie instinktiv nur um so eifriger für ihre Erhaltung wirken?“

Die Sozialdemokratie weiß, daß die Kriegsgefahr nur mit der Beseitigung der Klassen durch die sozialistische Produktionsweise vollständig überwunden werden kann. Aber das hindert sie nicht, unablässig und energisch für Abrüstung Propaganda zu machen, und ihre Fraktion ist im Reichstage bei jeder Gelegenheit dafür eingetreten.

Politische Uebersicht.

Der Fuchs, dem die Trauben zu hoch hängen.

Etliche gute Leutchen innerhalb unsrer Partei, die „staatsmännisches“ Talent in sich fühlen, pflegen bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit ihre Begeisterung für einen sozialdemokratisch-liberalen Block kundzutun und werden dafür in der liberalen Presse als „einsichtige Männer“ und „praktische Politiker“ gefeiert. In der eigenen Partei stoßen diese Apostel „staatsmännischen“ Wachlappentums nur auf kalte Abweisung oder lächelndes Achselzucken über ihre unheilbare Idiosynkrasie. Schließlich haben es auch die Liberalen herausgekriegt, daß die paar Eigenbrödler wirklich keinen Einfluß in der sozialdemokratischen Partei haben, und weil sie nun einsehen, daß die Trauben zu hoch hängen, nennen sie sie sauer. Ein Beispiel für viele. Die freisinnige „Hartungsche Zeitung“ bespricht die eventuelle Einigung der drei liberalen Parteien und schreibt:

„. . . . . Bleibt als Hauptbedenken das Verhalten zur Sozialdemokratie. Hier kann es für den Liberalismus keine Schranke und keine Zweideutigkeit, kein Experimentieren und keine Illusionspolitik geben. Der Liberalismus würde sich selbst und seine Zukunft aufgeben, wenn er sich in seiner Stellungnahme zur Sozialdemokratie nicht treu bleibt. So, wie die Sozialdemokratie ist, kann es mit ihr keinen Pakt, keinen Waffenstillstand geben. . . . Die unversöhnliche Gegnerschaft zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie ist eine Naturnotwendigkeit, über die kein Reden und Schreiben, kein Philosophieren und Debattieren hinweghilft. Das hindert nicht, daß im Parlament von Fall zu Fall, wie bei der Reichsfinanzreform, die gesamte Linke sich zu gemeinsamer Abwehr gegen die Reaktion zusammenschließt. Darüber hinaus aber gibt es keine Gemeinschaft zwischen Bürgertum und Sozialdemokratie. Wenn der Liberalismus aufhören sollte, mit derselben Entschiedenheit nach links wie nach rechts zu kämpfen, würde er Selbstmord begehen. Aber selbst, wenn die Führer kurzsichtig genug wären, eine solche Parole auszugeben, die Wähler würden ihnen nicht folgen, sie würden sie im Stiche lassen. Die erfreuliche Entwicklung, daß Mittelstand und Bauernstand, daß Handwerk und Beamtenstand sich wieder dem Liberalismus nähern, wäre im Keime erstickt, wenn der Liberalismus der Sozialdemokratie gegenüber seine Stellung auch nur um Haaresbreite verschieben würde. Hier also heißt es ein Halt gebieten den Elementen, die das Heil des Liberalismus in einer Umarmung der Sozialdemokratie erblicken. . . . .“

Zentrum und Tabakwertzoll.

Aus Tabakarbeiterkreisen wird uns geschrieben:

Um die Verantwortung für die infolge des vom schwarzblauen Block beschlossenen Wertzolles eintretende Preisverteurung der Zigarren von sich abzuwälzen, versuchen jetzt Zentrum und Konservative, die Zwischenhändler beim Publikum anzuschwärzen.

So macht momentan eine Notiz der „Germania“ durch die Presse die Runde (siehe Politische Uebersicht des „Hamb. Echo“ Nr. 176), in welcher eine Gegenüberstellung der Belastung durch die Steuer und der Preiserhöhung im Detailhandel gegeben wird. Die Darstellung der „Germania“ ist absolut falsch; nach derselben soll zunächst die 5 ₰-Zigarre nur mit ℳ 2,84 durch Steuer und Wertzoll belastet werden. Wenn die „Germania“ eine solche Mitteilung von einem Fachmann aus Zentrumskreisen erhalten hat, so steht fest, daß dieser schwarze Geselle seine Kunden bisher schändlich betrogen hat. Er hat dann nämlich zu seiner 5 ₰-Zigarre nur das Deckblatt von ausländischem Tabak genommen, als Umblatt und Einlage aber „Lieb Vaterland“ verwandt.

Das Rechenexempel ist sehr einfach:

2 Pfd. Sumatra à ℳ 2,65 = ...	ℳ 5,30
Wertzoll 40 pZt. = ...	„ 2,12
12 Pfd. Pfälzer à 6 ₰ Mehrsteuer =	„ —,72
Zusammen . . .	ℳ 2,84

Die Rechnung ist sehr klar — nur schade, daß eine derart zusammengestellte Zigarre ungenießbar ist und der Raucher mit einem solchen stinkenden Glimmstengel aus jeder anständigen Gesellschaft hinausgeworfen würde.

Nach Ansicht der Herren vom Zentrum — das beweist die Rechnung — ist für die Arbeiter „Lieb Vaterland“ gerade gut genug; aber in sehr vielen Zigarrengeschäften ist bisher eine 5 ₰-Zigarre, aus rein ausländischem Tabak hergestellt, geführt worden, und für diese stellt sich die Rechnung dann ganz anders. Die Mehrbelastung beträgt bei Zigarren aus ausländischem Tabak, je nach der Größe der Zigarre und der Qualität des dazu verwandten Tabaks ℳ 4 bis ℳ 5 pro Mille. Durch diesen Preisaufschlag vom Fabrikanten wird die 5 ₰-Zigarre im Zwischenhandel aber ohne weiteres zur 6 ₰-Zigarre, da doch kein vernünftiger Mensch vom Zwischenhändler verlangen kann, daß er sich bei seiner 6 ₰-Zigarre mit einem geringeren Aufschlag begnügen soll als bisher; seine Ladenmiete, seine Unkosten bleiben doch dieselben. Wenn er bei der 6 ₰-Zigarre in Zukunft wirklich etwas mehr verdienen sollte, so wird er dafür für die 5 ₰-Zigarre, die sich aus dem Konsum doch nicht ohne weiteres ausschalten läßt, erheblich mehr bezahlen müssen als bisher — vorausgesetzt nämlich, daß er nicht auf dem Zentrumsstandpunkt steht: für die unbemittelten Raucher sei das elendeste Zeug von Tabak gerade gut genug.

Sonderbar ist nun, daß, während bei der 5 ₰-Zigarre nur die geringe Belastung von ℳ 2,84 eintreten soll, diese bei der 6 ₰-Zigarre plötzlich auf ℳ 11,15 in die Höhe schnellt und dann progressiv bis zur 12 ₰-Zigarre auf ℳ 17,60 steigt. Der Wunsch ist hier der Vater der Aufstellung; das Zentrum wünscht bei dem Publikum den Eindruck zu erwecken, als bewirke der von ihm so sehr gepriesene Wertzoll eine progressive Steigerung, als würden die Besitzenden erheblich höher belastet, als die Arbeiter.

Im Interesse der Wahrheit muß dieser Zentrumslüge mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werden. Die Durchschnittsbelastung bei den bessern Zigarrensorten ist keineswegs so hoch, wie die „Germania“ dies angibt.

Durch den Wertzoll werden die Zigarrensorten in einer Preislage, nicht wie die „Germania“ angibt, alle gleichmäßig, sondern äußerst verschieden belastet. Die Belastung bei einer kleinen 6 und 7 ₰-Zigarre ist eventuell viel geringer als bei einer bisherigen großen 5 ₰-Zigarre, nicht nur die Qualität, sondern auch die Quantität des zu einer Sorte verwandten Tabaks ist entscheidend.

Unter Berücksichtigung aller nach der Größe und der Qualität der Zigarren sich naturgemäß ergebenden Verschiedenheiten beträgt die Mehrbelastung:

5 ₰-Zigarren	ℳ 4—5	pro Mille
6 „ „	„ 4—9	„ „
7 „ „	„ 5—10	„ „
8 „ „	„ 6—10	„ „
10 „ „	„ 9—10	„ „
12 „ „	„ 10—12	„ „

Damit vergleiche man die Sätze der „Germania“. Bei der 10 ₰-Zigarre soll die Mehrbelastung ℳ 15,60 betragen, das ist um mindestens 50 pZt. zu hoch gegriffen. In der Praxis werden im übrigen in Zukunft die bemittelten Raucher, die sich kistenweise ihre Zigarren von einem Grossisten oder von einem Fabrikanten schicken lassen können, für ihre Zigarren pro Stück auch nicht mehr bezahlen, als der ärmste Arbeiter, der in einem Ladengeschäft pro Stück 1 ₰ mehr entrichten muß.

Die Tabelle der „Germania“ ist nichts weiter als ein plumper Schwindel — nur zu dem Zweck in die Welt gesetzt, um das Zentrum und die Agrarier reinzuwaschen und den Wertzoll sozialpolitisch aufzuputzen.

Das Zentrum hat es dringend nötig, sich bei seinen Wählern als „Freund des armen Mannes“ zu insinuieren; deshalb die so fein ausgeklügelte progressive Tabelle und die Anschwärzung

---

[12] (Nachdruck verboten)

Die sieben Gehenkten.

Von

Leonid Andrejew.

Autorisierte Uebersetzung von August Scholz.

9. Die Mauern stürzen ein.

Der Unbekannte, der sich Werner nannte, war ein Mensch, den Leben und Kampf müde gemacht hatten. Es hatte eine Zeit gegeben, in der er eine starke Liebe für das Leben empfunden, sich für Theater, Literatur und gesellschaftlichen Verkehr begeistert hatte; mit einem guten Gedächtnis und einem festen Willen begabt, beherrschte er mehrere europäische Sprachen vollkommen und konnte sich leicht für einen Deutschen, einen Franzosen oder Engländer ausgeben. Das Deutsche sprach er gewöhnlich mit bayrischem Akzent, doch konnte er auf Wunsch auch Berlinisch sprechen wie ein echter eingeborener Berliner. Er kleidete sich gern gut, hatte gute Manieren und war der einzige unter den Genossen, der es wagen konnte, auf den Bällen der großen Welt zu erscheinen, ohne daß er eine Entlarvung zu befürchten brauchte.

Aber schon längst war in seiner Seele, unsichtbar für die Genossen, eine düstere Menschenvernichtung gereift; sie war der Ausdruck der Verzweiflung und einer dumpfen Lebensmüdigkeit, die schwer auf ihm lastete. Seiner Anlage nach eher Mathematiker als Dichter, hatte er bisher weder Begeisterung noch Ekstase kennen gelernt und kam sich bisweilen wie ein Narr vor, der in vergossenem Menschenblut die Quadratur des Kreises sucht. Der Feind, dem er im täglichen Kampfe entgegenzutreten hatte, konnte ihm keine Hochachtung einflößen; es war dies nur ein dichtes Netz von Dummheit, Verrat und Lüge, von schmutzigem Abschaum und widerlichem Betrug. Das letzte, was für immer die Lust am Leben in ihm vernichtet zu haben schien, war die Beseitigung eines Spitzels, den er im Auftrage der Organisation getötet hatte. In aller Ruhe hatte er ihn getötet, doch als er dann dieses tote, lügnerische, jetzt aber ruhige und trotz alledem mitleiderregende, menschliche Antlitz sah, hatte er plötzlich aufgehört, sich selbst und sein Werk zu achten. Nicht, daß er Reue empfunden hätte — aber er hörte einfach plötzlich auf, sich zu achten, ward gleichsam sich selbst uninteressant, unwichtig und bis zur Langeweile gleichgültig. Aus der Organisation trat er indes als Mensch von fester, unzersplitterter Willensrichtung nicht aus und blieb äußerlich derselbe — nur in seinen Augen nistete sich etwas Kaltes, Grausiges ein. Und keinem Menschen sagte er ein Wort.

Noch eine seltsame Eigenschaft besaß er: wie es Menschen gibt, die nie im Leben Kopfschmerzen gehabt haben, so wußte er nicht, was Furcht ist. Schwebten die andern in Angst, so verurteilte er sie zwar deshalb nicht, doch bezeigte er ihnen auch kein besonderes Mitgefühl — als ob sie eben nur an einer ziemlich verbreiteten Krankheit litten, von der er selbst nie befallen worden war. Seine Genossen, namentlich Waßja Kaschirin, bedauerte er; doch war dies ein kaltes, fast offizielles Bedauern, wie es vielleicht auch diesem und jenem von den Richtern, die Waßja verurteilten, nicht fremd war.

Werner begriff, daß die Hinrichtung nicht gleichbedeutend mit dem Tode, sondern etwas andres war — auf jeden Fall indes war er entschlossen, sie völlig ruhig, als etwas Nebensächliches, hinzunehmen und bis ans Ende so zu leben, als ob gar nichts geschehen wäre noch geschehen würde. Nur so konnte er seine völlige Geringschätzung gegenüber der Todesstrafe an den Tag legen und bis zuletzt unangetastet seine geistige Freiheit bewahren. Auch in der Gerichtssitzung dachte er — was selbst die Genossen, die doch seine kalte Furchtlosigkeit und seinen Hochmut sehr wohl kannten, nicht geglaubt hätten — weder an den Tod noch ans Leben: er saß in sich gekehrt da und hatte seine ganze Aufmerksamkeit einer schwierigen Schachpartie zugewandt, die er im Geiste mit irgend jemand spielte. Er war ein ausgezeichneter Schachspieler, hatte vom ersten Tage seiner Haft an sich an diese Partie gemacht und spielte ohne Unterbrechung daran weiter. Und auch das Urteil, das den Tod durch den Strang über ihn verhängte, verrückte nicht eine Figur auf seinem unsichtbaren Schachbrett.

Selbst der Umstand, daß er voraussichtlich die Partie überhaupt nicht beenden würde, machte auf ihn keinen Eindruck; den Morgen des letzten Tages, der ihm auf Erden noch übrig blieb, begann er damit, daß er einen nicht ganz gelungenen Zug vom Tage vorher verbesserte. Die herabgesunkenen Hände zwischen den Knien haltend, saß er lange unbeweglich da; dann erhob er sich und begann umherzugehen und nachzudenken. Er hatte einen eigenartigen Gang: den oberen Teil des Rumpfes neigte er ein wenig vor und setzte die Absätze fest und bestimmt auf die Erde auf — selbst in trockener Erde hinterließen seine Schritte eine tiefe, deutlich wahrnehmbare Spur. Leise, nur mit dem Atem, pfiff er eine einfache italienische Arie — das half ihm beim Denken.

Die Sache ging indes diesmal nicht recht von statten. In der unangenehmen Empfindung, daß er irgend einen groben, ja vielleicht sogar recht groben Fehler gemacht habe, ging er mehrmals in den Zügen weit zurück und prüfte das Spiel fast von Anfang an nach. Er konnte den Fehler nicht finden, aber das Gefühl, daß er einen Fehler begangen, verließ ihn nicht nur nicht, sondern ward vielmehr immer stärker und peinlicher. Und plötzlich tauchte ein unerwarteter, für ihn sogar beleidigender Gedanke in ihm auf: liegt der Fehler vielleicht gar darin, daß er durch das Schachspiel seine Aufmerksamkeit von der Hinrichtung ablenken, sich dadurch gegen die Todesfurcht feien will, die angeblich jeden zum Tode Verurteilten befällt?

„Nicht doch, weshalb?“ beantwortete er kühl die gestellte Frage und klappte ruhig das unsichtbare Schachbrett zu. Und mit derselben konzentrierten Aufmerksamkeit, mit der er das Spiel verfolgt hatte, suchte er, als wenn er in einem strengen Examen die Fragen der Examinatoren beantwortet, sich von der ganzen furchtbaren Trostlosigkeit seiner Lage Rechnung zu geben: er unterwarf seine Zelle einer eingehenden Besichtigung, suchte dabei möglichst keinen Gegenstand außer acht zu lassen, zählte die Stunden, die ihm noch bis zur Hinrichtung blieben, malte sich ein annähernd zutreffendes Bild von der Hinrichtung selbst aus und zuckte die Achseln.

„Nun?“ antwortete er gleichsam irgend jemandem mit einer Halbfrage, „das ist also alles? Wo bleibt da die Furcht?“

Von Furcht war in der Tat bei ihm nicht die Rede. Ja, er empfand nicht nur keine Furcht, sondern sogar etwas, das der Furcht entgegengesetzt war — nämlich eine wenn auch unbestimmte, so doch große, kühne Freude. Und der Fehler, den er noch immer nicht herausgefunden hatte, rief nicht mehr Aerger oder Reizbarkeit in ihm hervor, sondern sprach gleichfalls laut von etwas Unerwartetem, Gutem: als wenn ein naher, teurer Freund, den er für tot gehalten, plötzlich frisch und gesund vor ihn hingetreten wäre und ihn angelacht hätte.

Wieder zuckte Werner die Achseln und befühlte seinen Puls: sein Herz schlug zwar schneller als sonst, doch war der Puls von einer ganz besonderen klangvollen Stärke. Noch einmal betrachtete er eingehend, wie ein Neuling, der zum erstenmal im Gefängnis sitzt, die Wände, die Riegel, den am Fußboden festgeschraubten Stuhl und dachte:

„Wie kommt es nur, daß mir so leicht, so freudig und frei zumute ist? Ja, buchstäblich: frei. Wenn ich an die morgige Hinrichtung denke, so ist mir, als ob sie gar nicht stattfinden würde. Ich sehe die Wände an — und es ist mir, als wären sie gar nicht da. Und so frei fühle ich mich, als wäre ich nicht im Gefängnis, sondern hätte eben erst irgendein Gefängnis verlassen, in dem ich mein Leben lang gesessen. Was ist das nur?“

Seine Hände begannen zu zittern — eine Erscheinung, die Werner noch nie an sich beobachtet hatte. Immer ungestümer arbeitete sein Hirn. Als wenn feurige Zungen in seinem Kopfe aufflammten und die Flamme einen Durchbruch nach außen suchte, um weithin die nächtliche, dunkle Ferne zu erleuchten. Und nun war sie durchgebrochen, und weithin erstrahlte die erglühende Ferne.

Geschwunden war die dumpfe Müdigkeit, die Werner während der beiden letzten Jahre bedrückt hatte, und vom Herzen fiel ihm die tote, kalte, schwere Schlange mit den todesstarren Augen und dem fest geschlossenen Munde — und im Angesicht des Todes kehrte seine spielfrohe, köstliche Jugend zurück. Ja, das war noch mehr als die köstliche Jugend. Mit jener wunderbaren Erleuchtung des Geistes, die in seltenen Augenblicken dem Menschen zuteil wird und ihn hoch emporhebt zu den erhabensten Gipfeln der Erkenntnis, sah Werner plötzlich das Leben und den Tod und war bestürzt durch die Pracht und Schönheit des nie gesehenen Schauspiels. Es war ihm, als schritte er auf dem hohen Kamme eines Gebirges dahin, der so schmal war, wie ein Messerrücken, und als sähe er auf der einen Seite das Leben und auf der andern den Tod — wie zwei schimmernde, tiefe, herrliche Meere, die am Horizont in eine einzige grenzenlose Weite zusammenflossen.

„Was ist das? Welch ein göttlicher Anblick!“ sprach er langsam, während er sich unwillkürlich erhob und emporrichtete, wie in der Gegenwart eines höchsten Wesens. Und während die Mauern, der Raum und die Zeit vor seinem alldurchdringenden Blicke verschwanden, schaute er weithin, irgendwo in die Tiefe des Lebens, das er zu verlassen im Begriffe stand.

Und in ganz neuer Gestalt stand das Leben vor ihm. Er versuchte nicht, wie früher, das, was er gesehen, in Worte umzuprägen, und es gab auch keine solchen Worte in der immer noch armen, immer noch dürftigen menschlichen Sprache. All das Kleinliche, Schmutzige und Böse, das ihn zum Menschenverächter gemacht und bisweilen sogar einen Widerwillen gegen den Anblick des Menschen in ihm hervorgebracht hatte, war gänzlich verschwunden: so schwindet aus dem Gesichtskreis eines Menschen, der in einem Luftballon emporschwebt, der Schmutz und Unrat in den engen Gassen des Städtchens, von dem er aufstieg, und das Häßliche wird ihm zur Schönheit.

Unbewußt schritt Werner an den Tisch heran und stützte